WESERBERGLAND KRIMI

Jan Beinßen

Todes streich

Ein Weserbergland-KRIMI

CW Niemeyer

Jan Beinßen
Todesstreich

Jan Beinßen

Todesstreich

CW Niemeyer

Todesstreich spielt in den späten 1980er Jahren. In dieser Zeit sammelte der Autor erste Berufserfahrungen als „Rasender Reporter“ in den Landkreisen Schaumburg und Hameln-Pyrmont. Viele seiner Eindrücke und Erfahrungen mit Land und Leuten aus dieser Phase seines Lebens hat er in dem vorliegenden Roman verarbeitet. Inzwischen hat sich auf dem Gebiet des Fremdenverkehrs in Schaumburg viel getan. Der Handlungsort Wiedensahl hat sich zu einem schmucken Dorf entwickelt und verfügt über ein modernes, erweitertes Wilhelm Busch-Museum.

Die Handlung ist frei erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen zufällig und nicht beabsichtigt.

Das Buch erschien in limitierter Auflage erstmals 2001 unter dem Titel *Messers Schneide*. Mit *Todesstreich* liegt nun die vollständig überarbeitete Neuauflage dieses Romans vor.

Stets findet Überraschung statt
Da, wo man's nicht erwartet hat.
(Wilhelm Busch)

Für Edith

Schweiß rann mir wie Suppe den Nacken herunter. Meine Lippen klebten salzig. Das Thermometer war stehen geblieben. Seit dem Nachmittag keinerlei Veränderung. Die Nacht konnte der Hitze nichts anhaben. Sie brütete über der Stadt wie eine fette Glucke. Ich lehnte mich auf die Fensterbank und lauschte dem Brummen der Autos. Gleichmäßig, monoton, es verstummte nie.

„Du machst dir Sorgen, ja?“

Marita stand hinter mir. Ich hatte sie nicht bemerkt. Im Halbdunkel des Zimmers sah ich nur schwach ihre Silhouette. Ihr weiches Haar fiel weit über die schmalen Schultern und bildete einen Kranz um das Gesicht, dessen weiche Züge im Schummerlicht kaum zu erahnen waren. Sie kam näher, und ich legte meinen Arm um sie. Marita zog mich sanft vom Fenster weg.

Ich sträubte mich schwach. Ihre Frage hallte in meinem Kopf nach, und es ärgerte mich, dass sie sie gerade jetzt gestellt hatte. Natürlich machte ich mir Sorgen! Was für eine Frage! Marita wusste, was mir meine Großtante bedeutete. Ich war quasi bei ihr aufgewachsen. Tante Luise war nicht nur eine Verwandte, sondern eine echte Freundin. Meine Ferien hatte ich früher fast ausnahmslos bei ihr verbracht. Ich rief sie an, wenn ich mich mit meinem besten Kumpel zerstritten hatte. Oder als mich, gerade mal fünfzehn, der Weltschmerz packte. Vor meinem allerersten Kuss bat ich sie um Rat. Weil ich nicht wusste, ob ich die Lippen geschlossen halten sollte oder ob mich das zum Verklemmten gestempelt hätte. Tante Luise half mir über

Beziehungskrisen hinweg, und sie war es, die mir bei der Scheidung von meiner ersten Frau, Juliane, zur Seite stand und mich dabei durch ihre besonnene und erfahrene Art vor Ausrutschern warnte, die ich später bereut hätte.

Marita drückte den Schalter und tauchte unser Wohnzimmer in ungemütlich helles Licht. Links und rechts von ihr dicke Mauern aus Büchern. Neben ihr, auf dem Fußboden, unser kleiner tragbarer Fernseher, vor dem wir noch vor wenigen Stunden einträchtig gelegen und uns durchs Abendprogramm gezappt hatten. Im Hintergrund, auf unserem Balkon, schimmerten lackschwarz die prallen Früchte meiner Tomatenstauden im Mondlicht. Meine Marita, mittendrin in unseren bescheiden beengten Berliner Verhältnissen! Sie schob einige CDs beiseite, um sich auf dem Sofa Platz zu schaffen. Sie schlug die Beine übereinander und musterte mich aus blitzblanken Augen. Ich genoss den forschen Zug in ihrem zart geschnittenen Gesicht. Ihre winzigen Löckchen, jede für sich einzigartig und anders, purzelten zu beiden Seiten ihres Scheitels hinab, im ewigen Fall. Ein Schauspiel, von dem ich mich auch nach Jahren der Ehe nicht losreißen konnte, sobald ich mich darauf einließ. Wie bin ich bloß an diese Traumfrau geraten? In vielen Punkten intelligenter als ich. Vielleicht. Geradliniger ganz bestimmt.

„Fahr zu ihr!“

„Was?“

Wie sollte ich? Wir wohnten in Berlin, Tante Luise in Wiedensahl, einem verschlafenen Nest weit weg im Landkreis Schaumburg. Niedersachsen. Ländliche Einöde.

Marita neigte ihren Kopf und guckte mich mit genau den fordernden und entschiedenen Augen an, die ich

so liebte. „In zwei Wochen sind große Ferien“, sagte sie ziemlich schroff. „Sechs Wochen lang kein Unterricht. Du kannst zu ihr fahren, wenn dich das beruhigt.“

„ ... wenn du dann weniger schlecht gelaunt bist“, dachte ich ihren Satz weiter. Recht hatte sie. Die Nachrichten über den bedenklichen Gesundheitszustand meiner Tante gingen mir sehr nah. Meine Tatenlosigkeit, zu der ich hier in Berlin verdammt war, machte mich fertig.

„Wir können gemeinsam ja immer noch in den Herbstferien verreisen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“, sagte Marita, und ihr gezwungenes Lächeln verriet, dass sie drauf und dran war, mir ein großes Opfer zu bringen.

„Ich weiß nicht ...“ Marita hatte meine besondere Beziehung zu meiner Großtante stets toleriert, wenngleich sie sie wohl nie vollends begreifen konnte. Eigentlich hatten wir geplant, in den Sommerferien mit Blümchen nach Südfrankreich zu fahren. Mit einem geliehenen Wohnmobil. Womöglich der letzte Urlaub gemeinsam mit meiner Tochter. Sie wurde flügge, und nur die Aussicht, dass es auf französischen Campingplätzen meistens Diskotheken und demzufolge ausreichend aufgeschlossene, interessierte Jungs gäbe, konnte sie bewegen, uns noch einmal zu begleiten. Diese Reise war Marita nun bereit ausfallen zu lassen.

„Mach schon, Philip. Ruf sie an. Sie wird sich freuen!“ Sie strich sich energisch eine Lockenkaskade aus der Stirn. Sie wollte das Thema vom Tisch haben. Die Erleichterung, die ich verspürte, war trotz meines schlechten Gewissens ihr gegenüber groß. Doch Marita stellte Bedingungen. Blümchen – ich sollte sie mitnehmen. Marita hatte keine Lust, unsere pubertierende

Göre die ganzen Wochen über beaufsichtigen zu müssen. Mit ihren frechen sechzehn Jahren würde sie Berlin unsicher machen. Jeden Tag, vor allem aber jede Nacht.

„Nimm sie mit aufs Land. Da hast du sie im Griff."

Wer da wohl wen im Griff haben würde? Ich konnte mir Blümchens Reaktion auf diesen Vorschlag lebhaft vorstellen: Sie würde nicht fackeln, mir all ihre hormongenährte Wut entgegenzuschmettern. Sie würde ihre blauen Augen Funken sprühen lassen und jedes einzelne ihrer langen blonden Haare in einen Giftpfeil verwandeln. Ihre tausend Ringe würden sich in die wachsweißen Finger ihrer geballten Fäuste schneiden und nur darauf warten, auseinanderzusprengen, um mich zu treffen. Ihr ganzer ranker Körper würde sich anspannen und ihre Beine trittbereit unter ihrer himmelblauen Lieblingshose zittern. Und ihr Zorn würde einen feurig roten Kranz um die tätowierte Träne auf ihrer rechten Wange bilden – das höchste aller ihrer tausend Alarmzeichen.

Doch was sollte ich tun? Ich konnte es kaum ablehnen, meine eigene Tochter mitzunehmen. Marita, der Stiefmutter, konnte ich dies nicht aufbürden.

Blümchen, der mir längst über den Kopf gewachsene Spross aus meiner Ehe mit Juliane, war ein Wirbelwind. Die Kindheit hatte sie mit einer Lässigkeit abgelegt, mit der man sich alter Kleider entledigt. So, das kommt in die Altkleidersammlung und basta! Blümchen reifte viel, viel schneller heran, als ich das nachvollziehen konnte.

„Wir fahren mit der Bahn", entschied ich, weil ich keine Lust hatte, mich mit dem Wagen die dreihundertfünfzig Kilometer über die chronisch verstopfte A2 zu quälen.

Wesentlich verschlafener als erwartet.

Mein erster Eindruck von Wiedensahl, nach über drei Jahren Pause wohlgemerkt, war niederschmetternd. Schon ich verspürte wenig Lust, in diesem Kaff, in dem mir der beißende Gestank von Jauche entgegenwehte, die nächsten Wochen zu verbringen. Wie ging es erst Blümchen? Ich mied ihren Blick.

Da waren wir also: Ein schmaler Schlauch, durch den nur eine größere Straße führt, umsäumt von mäßig schöner Architektur. Ein Klecks auf der Landkarte. Wo war das Leben, das ich bunt und turbulent in meinen Erinnerungen bewahrt hatte? Wo die Menschen, die den Charme des Dorfs ausmachten? Unser Fahrer reduzierte die Geschwindigkeit. Es war kein anderes Auto weit und breit auszumachen. Auch bestand nicht die Gefahr, dass unvermittelt ein Kind vor den Kühlergrill des Mercedes springen könnte. Dennoch wählte er das bedachte Tempo einer Stadtrundfahrt. Die Straße blieb schnurgerade. Links und rechts nur die gleichförmigen Gebäude im norddeutschen Stil. Große Grundstücke, monoton sachlich gestaltet. Kein einziger Ausrutscher, der den uniformen Geschmack der Hausbesitzer stören könnte, etwa ein fremdartiges Tropengewächs oder eine Züchtung, die es in Norddeutschland nicht schon vor fünfzig Jahren gegeben hätte, kam mir zu Gesicht. Ein fades Bild: Alle Farben, selbst das kräftige Rot der Backsteinfassaden und das satte Grün der Gärten, erschienen mir seltsam blass, überbelichteten Dias ähnlich. Die Tachonadel sank auf dreißig, dann zuckte sie mühsam über dem

Strich mit der Zwanzig. Die Eindrücke des Langweiligen wurden durch die behäbige Langsamkeit unseres Gefährts verstärkt.

Die beige Limousine, in der es penetrant nach Pfefferminze roch, rollte vor einem Haus aus, dessen Anblick unvermittelt wilde Gefühlsregungen in mir wachrief. Von außen betrachtet kein ungewöhnlicher Bau. Gebrannter Ziegel wie bei all den anderen. Hohe, gleichmäßig verteilte Fenster, deren ehemals hell lackierte Rahmen dringend eines neuen Anstrichs bedurften; was ebenfalls der still vereinbarten Norm in dem Dorf entsprach. Genau wie das Dach, schwarz vom Regen und Wind, durchsetzt mit dem grauweißen Kot der Tauben. Doch ich wusste um die Schätze seines Inneren. Dieses Haus war ein Märchenschloss. Jeder Raum barg seine Geheimnisse.

Ich bezahlte das Taxi, das wir uns am Bahnhof des nächsten größeren Orts, Stadthagen, genommen hatten. „Kommst du, Blümchen?“ Für einen Moment dachte ich, sie würde aus Protest sitzen bleiben. Dann ließ sie ihre schlaksigen Beine emporschießen, und im nächsten Augenblick erfasste eine Windböe ihr giftgrünes Sommerkleidchen. Sie ließ es hochwehen und gönnte dem Taxifahrer einen stieläugigen Blick auf ihr Höschen. Sie schnupperte in den heißen Sommerwind und ließ ihn durch ihr weißblondes, langes Haar wehen.

„Stimmt so!“, zwang ich den Blick des Taxifahrers auf das Geld in meiner Hand. Ich trug die Reisetaschen.

Meine Tante Luise machte nicht den Eindruck eines hinfälligen Menschen. Als wir ins Innere meines Märchenschlosses traten, ergriff mich ein vertrautes Wohlgefühl. Zunächst der Geruch (wie wichtig Gerüche

doch sind!): ein leichtes, altmodisch-damenhaftes Wasser. Eine Prise parfümierter Seife. Dazu der Duft frischer, von Hand gemahlener Kaffeebohnen. Die Geruchsmischung suggerierte mir Jugend. Ich betrachtete flüchtig und gierig saugend sogleich das Interieur. Mit der zurückhaltenden Zaghaftigkeit des Besuchers eines Museums und doch ausgestattet mit den Kenntnissen des Direktors. Jedes Möbelstück hatte seine Bedeutung. Sei es die dünnbrüstige Vitrine mit den Schubladen, die seit Jahrzehnten klemmten und trotzdem oder gerade deshalb den raren Schmuck meiner Tante beinhalteten. Oder der schmale Wandschrank, fensterlos und ohne jeden Schnörkel, den ein aufgeschraubtes Bullauge aus Messing mit einem Spiegel in der Mitte zierte. Die Sessel, altertümlich, obwohl mit frischem hellen Tuch bezogen.

Es ist nicht abzustreiten: Luise war gealtert seit jener Zeit, in der wir uns manchmal täglich trafen, um meine Probleme zu erörtern (von ihren hörte ich selten). Gleichwohl war sie die Frau geblieben, die ich kannte wie kaum jemand anderen, und der ich wohl noch immer meine größten Geheimnisse anvertrauen würde. Die welke Haut, der matte Schimmer auf ihren Augen, die gebückte Haltung – meinetwegen, das mochten Alterserscheinungen sein. Aber rechnen wir einmal dagegen: Die vollen, kräftigen Haare waren eher schwarz als grau, der Blick clever, der Händedruck kräftig und bestimmt.

„Tante Luise!“ Ich umarmte sie innig.

„Sie hat nicht mehr alle beisammen“, sagte Blümchen. Später, nach einem ziemlich wortkargen Abendessen, als wir oben in einem der beiden Gästezimmer standen. Ich hatte den Drang, ihr eine zu kleben. „Du brauchst gar nicht so aggressiv zu gucken, Papa. Deine

Tante hat nicht mehr alle Tassen im Schrank. Und sie ist furchtbar schrumpelig im Gesicht."

„Blümchen!"

Sie zupfte an ihrer Unterlippe. Das schlechte Gewissen? Wohl kaum, denn sie stichelte weiter: „Sie wiederholt sich dauernd. Ist dir das nicht aufgefallen? Sie fragt uns Sachen, die wir ihr gerade eben erzählt haben."

„Du übertreibst", wies ich sie zurecht.

Ich legte keinen Wert darauf, das Thema Alter tiefergehend mit einer Sechzehnjährigen zu diskutieren, knöpfte ihr das Versprechen ab, den Abend daheim zu verbringen und machte mich selbst so schnell wie möglich aus dem Staub. ,,Frische Luft schnappen", sagte ich lapidar und ging ohne ein festes Ziel durch die Nacht. Vielleicht, dachte ich, würde ich auf einen Sprung in einer der beiden Kneipen reinschauen, die mir als besuchenswert in Erinnerung geblieben waren.

Dies war der Augenblick, in dem ich Pia das erste Mal über den Weg laufen sollte. Eine kleine, ängstlich wirkende Gestalt, die mit beiden Händen die Kapuze ihrer Jacke zusammenhielt, um den plötzlich einsetzenden lauen Sommerregen abzuwehren. Sie rannte über die Straße, an mir vorbei, schaute kurz auf. Ich sah ihre dunklen Augen aufblitzen. Und ich nahm in der linken Braue eine Narbe wahr. Mehr nicht. Aber es reichte für den Anfang.

Woran erkennt man den Moment, in dem man sein Herz verliert?

Wiedensahl, immerhin Geburtsort von Wilhelm Busch, war, ist und bleibt winzig. Es ist – da muss man sich nichts vormachen – eben nur eine Hand voll Häuser mit vielen flachen Feldern drumherum. Es gibt einen kleinen Supermarkt, einen Elektrohandel, den Marktplatz mit angrenzender Schlachterei (der Bäckermeister hatte vor Jahren Konkurs angemeldet) und das Museum, wo auch der Gemeinderat tagt. Dann noch die beiden Schankhäuser, zählt man das an der Grenze zum Nachbardorf mit, sind es drei. Ja, und die evangelische Kirche natürlich. Dies alles ist sorgsam angeordnet entlang der einen langen Straße, die das Dorf zusammenhält wie die Schnur einer Perlenkette. Tante Luises Haus stand am nördlichen Ortsausgang, sozusagen am oberen Schlauchende, fünf Minuten zu Fuß vom Marktplatz entfernt. Kein aufregender Stadtplan also. Aber Wiedensahl hatte ausreichend zu bieten, um meinen Terminkalender auszufüllen. Der erste Tag meines Urlaubs war zumindest schon ausgebucht: Frühstücken mit Tantchen, Gespräch mit dem Arzt über ihren Gesundheitszustand, Pflichtbesuche bei Bekannten, abends eine Einladung zum Schlachtfest. Tradition in der örtlichen Fleischerei.

Bis auf den Arztbesuch, den ich aufschob, weil ich befürchtete, mich am Ende Blümchens Meinung über Tante Luise anschließen zu müssen, erledigte ich alles nach bestem Gewissen. Inklusive Schlachtfest.

Als ich eintraf, war bereits das halbe Dorf versammelt. Ich schob mich durch den verqualmten, engen

Verkaufsraum der Metzgerei, drückte mich am leergeräumten Tresen vorbei. Freundliches Lächeln nach links, ein Nicken nach rechts. Die Party stieg im Hinterzimmer. Wandhoch gekachelt in sterilem Weiß, dazwischen klobige, blitzblank geputzte Geräte aus Edelstahl. Ich erkannte einen Fleischwolf, die anderen Apparate konnte ich nicht einordnen. Auch hier dicker Zigarettenqualm; das ganze im kalten Licht von Neonröhren. Der Schlachtermeister trug noch seine Schürze. Sie war blutverschmiert. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, eine frische überzuziehen.

„Mensch, wenn das nicht Philip ist! Philip Lessing. Junge, lass dich drücken!“ Der Schlachter – ich hatte seinen Namen längst vergessen – presste mich an sich.

Er quetschte mir einen Plastikbecher, halb gefüllt mit Bier, in die Hand. In die andere ein Schnapsglas. Ich trank, sah rosige Gesichter um mich versammelt. Der Schnaps stieg mir sofort zu Kopf. Ich ließ meine Blicke über große Schüsseln mit Schweinegrütze, Gurken und Pellkartoffeln kreisen, griff mir ein halbes Brötchen, dick bestrichen mit schlachtfrischem Gehacktem und Zwiebelscheiben.

Ein Uniformierter stieß mich an. Gedrungen die Statur, eine Reihe matter Knöpfe spannte über seinem Bauch. Er hatte zwei Schnäpse bei sich; einen für mich. Er hieß Jäckel, oder war es Jändel? Seit unserem letzten Treffen war er tüchtig aufgestiegen. Irgendetwas Führendes bei der Polizei in Stadthagen, der Kreisstadt.

„Ich wusste ja, dass du deine Wurzeln nicht verleugnen kannst. Jetzt biste wieder hier!“

Es hatte keinen Sinn, ihn darauf hinzuweisen, dass mein Besuch zeitlich begrenzt bleiben würde. Wir stießen an, gossen den Schnaps hinunter. Er bestand darauf, mir „eine Schote“ zu erzählen:

„Haben wir doch letztens diesen neuen stellvertretenden Inspektionsleiter gekriegt. Keine Ahnung von nichts, der Junge!“ Er lachte, wobei er mir die gelben Stümpfe seiner Zähne zeigte. „Und da muss er das erste Mal einspringen, weil der Boss unterwegs ist. Und was macht er? Setzt sich ins Fettnäpfchen. Aber volle Kanne, sag ich dir!“

Im Nu sind zwei neue Biere da. Halb voll, schal im Geschmack. „Es war Heiratsmarkt in Wiedensahl. Das ganze Dorf auf den Beinen. Schon vormittags keiner mehr nüchtern. Aber, Junge, sag selbst: Tradition ist Tradition! Jedenfalls setzt der Idiot ausgerechnet an diesem Tag eine Alkoholkontrolle an. Die Kollegen warnen ihn noch, sagen: ‚Nee, lass das mal besser. Nicht heute und vor allem nicht in der Nähe von Wiedensahl!‘ Aber der Trottel lässt sich nicht davon abbringen. Weißt du, wen er als Erstes rausgezogen hat? Den Bürgermeister vom Nachbardorf. Und dann Dr. Scheel, den Steuerberater. Und Frau Bödemeyer, die Alte vom Gardinen-Bödemeyer. Ausgerechnet! Alle deutlich über der Promillegrenze. Klaro. Als Letztes ...“ Er kicherte wie ein Lausebengel. „Als Letztes hatte er den Boss selbst an der Angel. Sturzbetrunken. Ich sag dir, Junge, der Vize ist im Erdboden versunken vor Scham.“

„Peinliche Sache.“

„Ja. Er hat sich inzwischen freiwillig versetzen lassen.“

„Und die Anzeigen wegen Trunkenheit am Steuer?“

„Keine Anzeigen. Alles annulliert. Natürlich. Prost!“

„Natürlich. Äh ... , prost!“

Er wandte sich ab, und ich sehe noch immer seinen hässlichen Stiernacken vor mir. Breit und mit einer Haut wie Leder. Darauf krümmten sich kurze

schwarze Haare, die wie kleine böse Pfeilspitzen aus seinem Kreuz ragten.

Ich war in einem Dorf. Hier galten andere Gesetze als in der Großstadt. Je schneller ich mich wieder ins dörfliche Leben einfinden würde, desto leichter könnte ich meine Mission erfüllen und für Luise eine Pflegekraft oder einen schönen und vor allem menschenwürdigen Heimplatz finden. Ich überlegte für Sekunden, ob ich den Polizisten danach fragen sollte. Doch dann spritzte mir ein Schwall warmer, zäher Flüssigkeit ins Gesicht.

Tosendes Gelächter erhob sich. Augenpaare von allen Seiten richteten sich auf mich. Entsetzt blickte ich an mir herunter, besah ungläubig die dunkelbraune Verfärbung auf meinem Hemd.

Ein kleiner Junge, rothaarig und mit Myriaden Sommersprossen in seinem feisten Gesicht, schickte sich an, einen halb gefüllten Sack auf mich zu richten. Die Umstehenden traten belustigt zurück. Ich begriff zu spät. Ein weiterer kräftiger Spritzer traf mich. Der Geruch verriet: Es war Blut! Der Kleine hatte es wohl beim Schlachten in eine Schweinsblase gefüllt, um damit die Gäste zu necken.

Ohne zu überlegen, machte ich einen Satz nach vorn, griff das Bürschchen am Kragen. Mühelos hob ich den Zwerg empor. Seine Füße strampelten hilflos, in seinem Gesicht stand die nackte Angst geschrieben.

„Aber, aber.“ Die schwere Hand des Polizisten ruhte auf meiner Schulter. Wortlos schüttelte er sein Haupt, das mich unweigerlich an einen Ochsenkopf denken ließ. Seine blassblauen Augen drohten mir.

Ich ließ den Jungen langsam zu Boden. Sobald er frei war, streckte er mir die Zunge heraus und flitzte weg. Eine matronenhafte Frau in schmutzigweißer Schürze

kam auf mich zu. Mit beiden Händen hielt sie einen großen Korb aus geflochtenem Weidenholz. Er war über und über gefüllt mit Wurstwaren. Ich sah grobe Mettwurst, armdicke Blutwurst, ein reichliches Stück Stippgrütze, ein üppig bemessenes Ende Knackwurst, Brägenwurst und geräucherten Schinken. „Nimm's unserem kleinen Horst nicht krumm." Sie presste mir den Korb in den Arm, umfasste mit ihren speckigen Fingern meinen Kopf, zog ihn an sich heran und setzte mir ihren dicklippigen Mund ans Ohr. „Du warst auch mal ein Strolch mit Faxen im Kopf, Philip", zischte sie.

Erst jetzt erkannte ich die Frau des Fleischermeisters wieder. Natürlich! Ich war mit Tante Luise oft bei ihren Eltern einkaufen gewesen. Sie selbst war damals natürlich noch sehr jung, half aber schon im Geschäft aus. Sie hatte mir jedes Mal eine Scheibe Wurst über die Ladentheke gereicht. Ich sah mich zu einem dankbaren Lächeln genötigt. „Blut gibt zwar Flecken", bemühte ich mich um einen Scherz, „aber was sind die schon gegen diesen prächtigen Wurstkorb." Die umstehenden klatschten spontan. Ich nahm vage ein „Bravo, Philip!" wahr. Kaum hatte ich den Korb abgestellt, wurde mir das nächste Schnapsglas gereicht. Das heißt: Es wurde mir nicht gereicht, sondern in die Hand gepresst. Widerstand zwecklos. Diesmal war es der Schlachter selbst.

Auf die folgende Unterhaltung konnte ich mich kaum konzentrieren, denn der beißende Rauch in dem für die vielen Besucher zu engen Raum wurde dichter. Nirgends ein Fenster, das man hätte aufreißen können. Der Fleischermeister, ein fülliger Mann mit einem Allerweltsgesicht, das man kennt, selbst wenn man es niemals vorher gesehen hat, zwang mir ein Gespräch über Söhnchen Horst auf. Zwölf Jahre sei er kürzlich

geworden, und alles sprach dafür, dass der schweineblutverspritzende Horst der ganze Stolz des Papas war.

Ich schaltete ab. Längst hatte ich den nächsten Schnaps intus, als ich mehr aus Langeweile denn aus Interesse Gesprächsfetzen von zwei anderen Männern aufschnappte. Zunächst ging es um Belanglosigkeiten. Den seit Jahren anhaltenden wirtschaftlichen Niedergang des Dorfes, die Wut der Bauern auf die EU, die Flucht der jungen Leute in die Stadt und das ganze übliche Blablabla.

Aber dann meinte ich, einen mir wohl vertrauten Namen gehört zu haben. Unwillkürlich drehte ich mich um.

„He, kein Interesse mehr?“, schalt mich der Fleischer.

„Doch, doch“, log ich. „Ich habe mir eingebildet, den Namen Stollmann aufgefangen zu haben. Stollmann ist ...“

„Unser Brandmeister“, kam es matt.

„Ja!“, sagte oder vielmehr lallte ich begeistert. „Es ist zwar ewig her, aber ich erinnere mich gern an ihn. Er hat mich früher in diesem riesigen roten Ungetüm mitgenommen, und ich meine, er hat für mich sogar mal das Blaulicht angedreht.

Wenn ich in Wiedensahl geblieben wäre, würde in meinem Schrank die Uniform der Freiwilligen Feuerwehr hängen.“ Und Stollmann war ein guter Bekannter meiner Tante. Ebenso besessen von der Heimatforschung wie sie.

Eine finstere Wolke schien über das Gesicht des Schlachters zu ziehen. „Stollmann ist ... er ist ...“

Ich ahnte Schlimmstes, ärgerte mich, das Thema angesprochen zu haben. Stollmann mochte inzwischen

Mitte siebzig sein, wenn nicht achtzig. Ich hätte ahnen können, dass er nicht mehr lebte.

„Er ist verschwunden.“ Der Fleischer machte keine glückliche Figur. Die Sache behagte ihm ganz offensichtlich nicht.

„Heißt das ...“ Den Rest, dass der alte Mann wahrscheinlich irgendwo im Feld neben einem Waldweg liegen würde, wo er bei einem Spaziergang einen Herzinfarkt erlitten und gestorben war, behielt ich aus Taktgründen lieber für mich.

„Er ist am helllichten Tag einfach verschwunden.“ Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. Ich wusste nicht, ob es an der saunaartigen Hitze in dem Raum lag oder am Schicksal Stollmanns, das ihm nahe ging.

„Wie kann jemand einfach verschwinden? Hat er sich in Luft aufgelöst?“, bohrte ich.

„Ja. In Luft. Das trifft es. In Luft. So ist es gewesen“, sagte der Meister und ließ mich völlig verdattert stehen.

Die beiden Männer, die sich zuvor über Stollmann unterhalten hatten, waren nicht mehr auszumachen. Ich schaute mich um, rieb mir die Augen. Der Qualm war mittlerweile unerträglich. Und der Lärmpegel hatte sich dermaßen aufgeschaukelt, dass es in meinen Schläfen hämmerte. Energisch bahnte ich mir einen Weg nach vorn in den Verkaufsraum. Hier standen die Frauen. Auch sie mit Bierbechern in der Hand, die wenigsten aber tranken Schnaps. Ich nickte unverbindlich und steuerte geradewegs auf die Ladentür zu.

Die frische Luft schlug mir mit der Wucht eines Hammers entgegen. Plötzlich spürte ich den Alkohol mit aller Macht. Ich taumelte, musste mich auf einen Fahrradständer setzen. Ich ließ mein Gesicht in mei-

nen Händen versinken, um es gleich darauf hochzureißen. Ich starrte in den sternklaren Himmel. Mir war schlecht. Bilder des Abends schossen mir durch den Kopf, und ich dachte an Stollmann. An seine Vorliebe für Wilhelm Busch. Seine unendlichen Vorträge über dessen Werke. Stollmann, der unermüdliche Rezitator!

„Man ist ja von Natur kein Engel,
Vielmehr ein Welt- und Menschenkind,
Und ringsherum ist ein Gedrängel,
Von solchen, die dasselbe sind ...“

Ja, dieses Busch-Wort entsprach ganz Stollmanns Naturell. Vor meinem geistigen Auge löste sich der feingliedrige, freundliche Herr, dem jede Feuerwehruniform zu groß gewesen war, in seine Bestandteile auf. Er verrauchte im Nichts.

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, wieder zu klarem Verstand zu kommen. Ich schaute auf die gegenüberliegende Straßenseite, konnte in der Dunkelheit aber kaum etwas erkennen. Gerade wollte ich mich aufraffen, um wegen meines Wurstkorbes noch einmal zurück in die verqualmte Fleischerei zu gehen, da bemerkte ich eine Bewegung. An der Tür des dritten Hauses gegenüber stand jemand. Moment, nein: Es waren sogar zwei. Ich kniff die Augen zusammen: ein Pärchen, eng umschlungen. Den Mann erkannte ich nicht. Er hatte mir seinen Rücken zugewandt und stand vornüber gebeugt, wohl, um seine deutlich kleinere Partnerin zu küssen.

Die Frau aber kannte ich sehr wohl. Ich bildete es mir zumindest ein. Es war die schemenhaft gebliebene Figur, die ich am Tag zuvor im Regen gesehen hatte. Mit der Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Ich konzentrierte mich darauf mehr zu sehen. Doch der Alkohol benebelte meine Sinne. Die Frau blieb ein zweites Mal

nur ein vages, aus Konturen zusammengesetztes Bild und für mich unfassbar.

Tage später, als ich Pia von dem Abend erzählte, lachte sie laut auf und amüsierte sich über den „Spanner Philip“. Als ich nachhakte, ob sie es denn wirklich gewesen sei, die ich da in flagranti ertappt hatte, fiel das Lachen in sich zusammen, und sie sah aus wie ein zerbrechlicher Vogel, den ich in die Enge getrieben hatte.

Der Tag unseres Kennenlernens begann mit einem Schock. Ich hatte nicht besonders gut geschlafen. Ich war im Gästeraum, meinem alten Zimmer im oberen Stockwerk unter der Dachschräge untergebracht. Der Raum war klein, niedrig und stickig. Die Hitze plagte mich, sodass ich bald Kissen und Decke weggetreten hatte und bloß mit der muffigen Tagesdecke vorlieb nahm. Der Bettkasten knarrte bei jeder meiner Bewegungen. Ich stand immer wieder auf, strich ziellos durch das winzige Zimmer, stieß mich an dem runden, altmodischen Frisierstuhl, der seit Urzeiten vor der betagten Kommode stand, auf der ich allzu oft meine Hausaufgaben erledigt hatte. Eine miserable erste Nacht, die durch meine Schlaflosigkeit in die Unendlichkeit gestreckt wurde.

Das Zimmer meiner Tochter lag gleich gegenüber. Es war vielleicht acht Uhr früh, als ich mich entschloss, die wenig geruhsame Nacht durch einen unverbrauchten Tag zu ersetzen. Als ich leise an Blümchens Zimmertür klopfte, um sie zu wecken, niemand antwortete und ich schließlich eintrat, sah ich einen grünen Haarschopf auf dem Kopfkissen liegen. Grün wie das Gras einer Wiese.

„Blümchen!“, donnerte ich, und das Wesen unter dem riesigen Laken machte einen erschreckten Satz. „Mein Gott, Blümchen! Was hast du mit deinen Haaren gemacht?“

Sahen ihre Augen für Millisekunden verschlafen aus, waren sie gleich darauf hellwach. Sie funkelten mich an. „Jedenfalls“, sagte meine Tochter und wu-

selte sich durchs Haar, „habe ich sie nicht abgeschnitten."

„Das sehe ich selbst. Aber du hast sie gefärbt." Mein Ton wurde sanfter, als ich mich auf die Bettkante setzte. „Blümchen, du hast wunderbares Haar. Warum machst du einen solchen Unsinn damit und verschandelst es durch diese grässliche Farbe?"

Das Glitzern in ihren Augen verglomm. „Weil es hier so verdammt langweilig ist, Daddy. Was soll ich denn den ganzen Tag tun? Außer Haare färben oder mich tätowieren lassen."

„Was? Nicht noch ein Tattoo!" Die Träne auf der Wange langte vollauf.

Ein feines Lächeln verriet mir, dass sie flunkerte. Ich stupste sie verspielt an, der Friede war damit jedoch nicht gewonnen: „Ist doch wahr!", nölte sie. „Wenn ich in diesem Nest sechs Wochen lang bleiben soll, vergehe ich vor Langeweile. Und Trübsinn. Und überhaupt!"

Ich überredete Blümchen zu einem gemeinsamen Frühstück, das uns Tante Luise wohl schon vor einiger Zeit angerichtet hatte (die Eier waren längst kalt) und versprach, ihr gleich danach eine Taxifahrt in die Stadt zu spendieren. Luise nahm ebenfalls am Frühstück teil. Freundlich, aber deutlich verwirrter als am Tag zuvor. Ich musste an Blümchens Worte denken: „Sie wiederholt sich dauernd." Luise wiederholte sich nicht nur, sie verlor während des Erzählens auffallend oft den Faden. Anfangs konnte ich mit einem nachsichtigen Lächeln darüber hinwegsehen. Nun wurde es schwieriger.

Als Blümchen in ihrem Zimmer verschwunden war, um sich für die Stadt umzuziehen, winkte mich Luise näher zu sich heran. Ich sah die wachen Augen, die

vielen sympathischen Lachfältchen drumherum und fühlte mich einmal mehr mit ihr verbunden wie zwei verschworene Freunde.

Ihre Worte jedoch ließen mich erschauern: „Ich habe da oben ...“ Sie deutete mit dem Zeigefinger an die Stirn. „... irgendetwas drin. Philip, da stimmt was nicht. Es beunruhigt mich.“

In meiner Naivität dachte ich sofort an einen Tumor. Umso drängender erschien mir mein Vorhaben, endlich den Arztbesuch anzutreten.

„Es ist unheimlich. Ich brauche einen Einkaufszettel, sonst vergesse ich die Hälfte.“ Sie umfasste sanft meine Hände. „Philip, ich habe früher niemals einen Einkaufszettel gebraucht.“ Sie berichtete von gemeinsamen Kaffeestunden mit ihren Bekannten und davon, wie unendlich peinlich es ihr wäre, mitten während der Unterhaltung aussteigen zu müssen, weil die Gedanken verschwammen. An manchen Tagen, berichtete sie voller Offenheit, wüsste sie nicht, ob sie sich morgens gewaschen hatte oder nicht. Sie müsste das Handtuch befühlen, um dies nachzuprüfen. War es nass, hatte sie die Morgentoilette hinter sich, war es trocken, nicht. Denselben Test absolvierte sie mit der Zahnbürste. „Manchmal glaube ich, ich werde verrückt.“

Die Sorge um meine Tante war groß. Nicht weniger stark der Wunsch, den Kummer zu verdrängen. Ich schob den Arztbesuch abermals auf. Wenigstens um ein, zwei Stunden. Ich beschloss, zunächst Dr. Hübner zu besuchen, meinen früheren Biologielehrer, der mir als Vorbild diente und in dessen Fußstapfen ich durch meine Berufswahl getreten war. Ich hatte stets Kontakt zu ihm gehalten, und in meiner Referendarzeit hatte er mir wertvolle Tipps gegeben.

Die Schleifmühle, sein Domizil, brach die Symmetrie des Ortes. Ein Ausreißer, etliche hundert Meter abgelegen von der alles zusammenhaltenden Hauptstraße. Ein architektonischer Fauxpas noch dazu, ein schrillbunter Irrläufer mit allerlei Anbauten. Hübner hatte diese Villa Kunterbunt geerbt. Sie passte zu ihm.

Natürlich war auch er gealtert. Aber das Alter muss nicht zwangsläufig erschreckend und verwirrend sein. Dr. Hübner hatte seine Persönlichkeit und – mit leichten Abstrichen – sein Äußeres bewahrt. Er ging gebeugter, sonst war er der unverwechselbare Typ geblieben, der ihn bei uns Schülern seinerzeit zum begehrten Objekt vielerlei Karikaturen gemacht hatte: In seinen viel zu weiten, kniekurzen Hosen steckten Beine, dünn wie Stelzen. Graues Wuschelhaar rahmte ein freundliches Gesicht, das von kreisrunden, schlecht geputzten Brillengläsern dominiert wurde. Aus seinen Brauen standen einzelne überlange Haare nach links und rechts wie Fühler eines Käfers ab.

Als ich in sein Arbeitszimmer trat, überschwemmte mich eine Flut von Erinnerungen. Ich taxierte den Raum mit den Augen eines Briefmarkensammlers, der seine lieb gewonnenen Alben betrachtet und auf ihre Vollständigkeit hin kontrolliert. Gedanklich hakte ich ab: Gestopft volle Bücherregale, die bis zur Zimmerdecke reichten und zwei Wände mühelos einnahmen. Ein Eichenholzschreibtisch mit einer ausgebleichten, durch jahrzehntelange Benutzung ramponierten Oberfläche. Eine Vitrine, hinter deren angelaufenen Scheiben ausgestopfte Vögel (unter anderem ein Rabe, dessen fehlendes Glasauge durch einen kleinen Knopf ersetzt worden war) und Glaskolben mit Alkoholpräparaten (darunter bläulich schimmernde Säugetierembryonen) in aller Ruhe Staub ansetzten. Sowie ein

ebenfalls ausgebleichter Schrank mit vielen flachen Schubladen.

Ich wusste genau, was für Schätze in der sicheren Dunkelheit dieser Schubladen ruhten. Es waren sorgfältig konservierte Insekten, meist im Rumpf mit einer Nadel durchbohrt, auf eine Pappe fixiert und mit einem darunter angebrachten Zettel nach Art und Herkunft katalogisiert. Etwa der fragile Federflügler, Nanophysella, mit nur einem Viertel Millimeter Spannweite.

Der Riesenborkenkäfer Titanus giganteus füllte mit seinen stolzen siebzehn Zentimetern eine Schachtel ganz allein. Er konnte es von seinem Volumen her leicht mit einer Maus aufnehmen.

Die größte Gruppe stellten Ameisen.

„Seit vierhundert Millionen Jahren bevölkern sie unsere Erde." Die kratzige Stimme war mir wohl vertraut. „Damit kann der Homo sapiens mit seinen kümmerlichen zweihundertfünfzigtausend Jahren nicht im Entferntesten konkurrieren."

Ein Mantel sentimentaler Gefühle legte sich um mich, als ich näher trat. „Welche Sorte Ameisen ist die Schnellste, wenn es um das Verputzen großer Beutestücke geht?", fragte ich, während ich Dr. Hübner die Hand drückte.

Er erwiderte mit einem glücklichen Lächeln den Händedruck, warf aber sogleich die Stirn in Falten, um mich zu tadeln: „Sorte? Mein lieber Philip, was sind denn das für Ausrutscher? Klasse, Überfamilie, Gattung, ja, das ist das korrekte Fachvokabular zur Einordnung der Spezies in ihre –"

„Ich weiß, ich weiß", hob ich schützend die Hände. „Ich wollte Sie nur foppen", log ich, denn in Wahrheit wollte ich schlicht und einfach testen, ob Hübner unter

ähnlichen Gedächtniseintrübungen litt wie meine Tante.

Das tat er ganz offensichtlich nicht: „Formica polyctena, nordeuropäische Waldameise“, kam die Antwort wie aus der Pistole geschossen. „Rabiate Tierchen, führen ständig Krieg. Wenn sich ein anderer Stamm mit ihnen anlegt, endet das in der totalen Vernichtung eines der beiden Kontrahenten. Wenn diese Wesen eine Atombombe hätten, würden sie sie ohne jedes Zögern einsetzen. Haben sie aber nicht. Um uns an ein Kaninchen zu wagen, müssen wir daher andere schwerere Geschütze auffahren.“

„Termiten?“

Dr. Hübner nickte. „Ein Karnickel vertilgen sie innerhalb einiger weniger Minuten. Eine Kuh verschmähen sie ebenso wenig. Termiten, ja, es gibt Abermillionen von ihnen. Global betrachtet kommen auf jeden Menschen gut und gern siebenhundertfünfzig Kilo Termiten. Die hier ...“ Er bückte sich umständlich, ließ seinen Zeigefinger zielsicher über die Holzdielen des Fußbodens gleiten, um mir eine kastanienbraune Miniaturausgabe einer Ameise unter die Nase zu halten. „Die hier sind zwar wesentlich weniger gefräßig, zumindest was ihren Appetit auf Wirbeltiere angeht. Dafür aber eine ungemeine Plage in diesem Sommer.“ Im Nu war die Ameise von seiner Hand gekrabbelt und flüchtete an seinem Hosenbein entlang in Richtung schützender Furniere. „Fein, dass du mal vorbeischaust, Philip.“ Hübner lächelte mich aufrichtig erfreut an, verrückte dann ein wenig verlegen seine Brille und deutete in Richtung Küche. Dem Ort, wo er sich am liebsten mit seinen Gästen unterhielt.

Auch der Küchentisch, eine Rarität mit heruntergeklapptem, herausziehbaren Emailspülbecken, diente

als Ablage für ein Sammelsurium aus Insekten. Aufgespießt wie ihre Leidensgenossen in den Schubladen. Eine pfefferminzgrüne Raupe erregte meine Aufmerksamkeit. Ich hob das Brettchen, auf das sie gespickt war, behutsam an und vermied es tunlichst, die Kreatur selbst zu berühren.

„Hübsch, nicht wahr?“ Hübner griente. Um seinen Mundwinkel zogen sich tiefe Lachfalten. „Der Tabakwurm schlägt jeden hartgesottenen Raucher.“ Er nahm mir das Exponat ab, musterte es voller Ehrfurcht. „Er versteht es, jeden Tag den Nikotingehalt mehrerer Stangen Zigaretten zu verdauen. Das Nervengift Nikotin kann ihm nichts anhaben – aber seine Feinde hält er damit auf Distanz.“

„Faszinierend.“ Ich war ergriffen wie seinerzeit als sein Schüler.

„Dieser unscheinbare Falter ...“ Er griff zu einer weiteren aufgespießten Spezies. „... treibt es sogar noch toller. Die Pastinak-Motte. Sie ernährt sich von einer der giftigsten Pflanzen überhaupt, dem Doldenblütler Pastinak. Dieser Zwerg kann sich schadlos sieben Prozent des Eigengewichts an Pflanzentoxin einverleiben. Das ist dasselbe, als würdest du zum Frühstück fünf, sechs Kilo Zyankali verspeisen.“

Trotz all der schön schaurigen Geschichten, denen ich stundenlang hätte lauschen können, kamen wir schnell aufs Thema.

Schneller, als mir lieb war: „Das mit deiner Tante ist eine böse Sache.“ Er lehnte an der weißblau gekachelten Wand, sein Gesicht voller Dackelfalten, während er uns ungeschickt Kaffee eingoss. „Mit dem Heimatmuseum ist es in den letzten Jahren steil bergab gegangen. Kaum noch Besucher. Wer interessiert sich heutzutage noch für Wilhelm Busch? Seitdem Luise

das Museum nicht mehr leitet, baut selbst diese starke Frau rapide ab."

Ich nahm dankend den Kaffeebecher entgegen, schaute mich nach einem Löffel um. „Aber sie leitet es doch seit Ewigkeiten nicht mehr, Dr. Hübner. Die Veränderungen bei ihr sind erst in jüngster Zeit aufgetreten." Es war kein Löffel in greifbarer Nähe.

„Zumindest hat sie bis vor kurzem ab und an Führungen übernommen. Bis auch da die Teilnehmer ausblieben. Ich sage dir, Junge, das fehlt ihr." Er schnitt eine Scheibe Brot ab, nahm ein Honigglas, reichte mir beides. Nicht jedoch ein Messer. Er setzte sich. „Die aktive Auseinandersetzung mit der Geschichte unserer Heimat hat sie geistig rege gehalten. Über den ollen Busch oder das Thema Bergbau zum Beispiel wusste sie mehr als jedes Lexikon."

Ich kippte eine Prise Zucker in den Becher, gab Milch nach.

„Mag sein, aber das kann nicht alles sein. Ich glaube kaum, dass es damit getan ist, sie zurück ins Museum zu schicken."

Ich angelte meinen Kugelschreiber aus der Hemdtasche und rührte damit den Kaffee um.

„Junge, sag doch was!" Hübner schob verärgert den Stuhl zurück, ging zur Anrichte und gab mir einen Löffel.

Ich trank aus, mied jedoch die Fortsetzung des Themas. Ich tauchte den Löffel in den Honig, ließ ihn langsam kreisen und ich gönnte mir einen großen Klacks des zähen goldenen Sirups auf meinem Brot.

Hübner betrachtete dies mit Wohlwollen. Seine Worte allerdings bewirkten, dass ich die Scheibe angewidert zurück auf den Teller fallen ließ: „Nichts als Bienenspeichel."

„Also – ich weiß ja nicht.“ Er verstand es, mich, seinen Kollegen, aus der Fassung zu bringen. Ich war ihm nicht ebenbürtig, das wurde mir einmal mehr klar.

„Das ist nicht negativ gemeint. Die Bienen geben schließlich ihr Bestes. Für ein einziges Kilo Honig müssen die fleißigen Arbeiterinnen gut und gern zehn Millionen Blüten besuchen.“

Hübner war ein phantastischer Pädagoge. Als Schüler hingen wir an seinen Lippen. Ob es um Insekten, sein Lieblingsthema, ging oder um staubtrockene Theorie wie Sinnesnervenphysiologie oder den Zitronensäurezyklus, er brachte es fertig, seine Jungs bei Laune zu halten. Die Mädchen auch, natürlich. Seine etwas unbeholfene, im Alter zunehmend verschrobene Art tat der Magie, mit der er seine Zöglinge in seinen Bann zog, keinen Abbruch. Bis heute nicht, wie ich feststellen konnte, als er einmal mehr zu einem ausgedehnten Vortrag über sein Steckenpferd Ameise ausholte.

Die Bedeutung des geistigen Ausflugs in die unwirtliche Welt des tropischen Regenwaldes wurde mir jedoch erst später bewusst, als ich begann, Vergleiche zu ziehen. Kühne Vergleiche, wie mir Hübner vorhalten sollte. Aber so weit war es nicht. Noch nicht.

Ich hatte meinen Besuch beim Wiedensahler Wald- und Wiesenarzt erfolgreich um satte drei Stunden aufschieben können. Um weitere zwanzig Minuten, indem ich die Hauptstraße verließ und einen mir in Erinnerung gebliebenen Trampelpfad einschlug, der mich an drei Gehöften vorbeiführte. Den Bauern hier ging es nicht gut. Die Höfe machten einen heruntergekommenen Eindruck. Selbst ehemals stolze Gebäude wirkten schäbig, das Fachwerk morsch, die Dächer mit hängenden Balken, als ächzten sie unter der Last der

Jahrzehnte, in denen kein Handschlag an ihnen verrichtet wurde.

Kleinigkeiten ließen mich beim Spazieren verharren: ein Handwagen, dessen vordere Achse gebrochen und niemals repariert worden war. Die Kinder, die einmal auf ihm herumgeturnt hatten, waren heute vielleicht so alt wie ich und längst in eine größere Stadt gezogen. In fünf oder zehn Jahren wäre der Wagen vollständig verwittert. Hier scherte das niemanden.

Der zweite Hof war uralt. Die Hauswand krumm und schief, noch aus Stampflehm und luftgetrockneten Ziegeln gefertigt. Mir fiel ein üppiger Haufen Steine auf. Pflastersteine, für einen Weg bestimmt. Zwischen ihnen bahnten sich kräftige Grashalme und Unkräuter jeder Art ihren Weg ans Licht. Diese Steine würden nie mehr zu einem Weg zusammengesetzt werden. Hier blieb die Zeit einfach stehen. Ich starrte auf meine Füße, betrachtete gedankenverloren den mürben Weg aus Lehm.

Ich registrierte, dass ich bummelte. So wie ich oft die Zeit vertrödelt hatte, wenn ich nach dem Spielen zu Tante Luise getrottet war. Nun kam es mir wie damals vor. Pure Nostalgie.

Dankbar nahm ich jeden, noch so unbedeutenden Eindruck auf. Zwei leere Jauchebecken, in denen sich Teiche mit Schilf und fetten Wasserläufern eingerichtet hatten. Das dunkelgrüne, schleimig zähe Nass lockte sogar einige Vögel. Ich zählte die Sprossen eines klapprigen Zauns, dessen ursprüngliche Farbe ich beim besten Willen nicht erraten konnte. Beim dritten und letzten Hof zögerte ich für wenige Momente: Ein grauer Schäferhund raffte sich mühsam zu einem heiseren Bellen auf und verstummte jäh, sobald ich sein bescheidenes Revier verlassen hatte.

Jedes Ziel ist irgendwann erreicht. Ich konnte noch so oft um die Arztpraxis herumkreisen, es verhinderte letztlich nicht meine Ankunft.

Umso erstaunter war ich, nicht mehr das angelaufene Messingschild an der backsteinroten Wand vorzufinden, das die Sprechzeiten von Dr. Winfried Paul, überall im Dorf Pillen-Paule genannt, auflistete. „Dr. P. Lilienfeld“, wunderte ich mich laut über das neue Klingelschild. „Facharzt für Allgemeinmedizin. Alle Kassen.“

Neugierig geworden trat ich näher. Wer mochte wohl der Nachfolger des rührseligen Pillen-Paule sein? Ich malte mir einen schrulligen Kauz aus und musste nach Luft schnappen, als ich sie vor mir sah: Die Frau mit dem Regencape und der kleinen Narbe in der linken Braue: Pia. Dies war unsere dritte Begegnung, und ich war wie vom Donner gerührt.

WESERBERGLAND KRIMI

Todesstreich

Große Ferien. Sechs Wochen Urlaub weit weg vom Dauerstress in Berlin! Doch mit der Fahrt in seine Heimat, das norddeutsche Provinznest Wiedensahl, geht für den Lehrer Philip Lessing der Stress erst so richtig los: Seine sechzehnjährige Tochter Blümchen macht Zicken, die alte Lieblingstante Luise entpuppt sich als völlig vergreist – und das Leben im Dorf ist gelähmt durch das gespenstische Verschwinden zweier Bewohner. Philip fasziniert die geheimnisvolle Erotik der neuen Dorfärztin Pia, gerade die aber wird von den meisten verdächtigt, für den unheimlichen Spuk verantwortlich zu sein. Als Philip dem Mysterium mit Hilfe der schrulligen Privatdetektivin Trude auf den Grund gehen will, ist plötzlich auch Blümchen wie vom Erdboden verschluckt.

Eine derbe Lausbuben-Geschichte für den ländlichen Raum im 21. Jahrhundert: Todesstreich ist ein romantischer Krimi im gepflegten englischen Landhausstil, geschickt verwoben mit einem Feuerwerk hollywoodreifer Ideen. Im Gegensatz zu vielen anderen Krimis, deren Täter ein routinierter Leser allzu oft erahnt, werden in Todesstreich am Ende nicht die üblichen Verdächtigen verhaftet.

Makabre Moritat à la Max und Moritz – der Moralist Wilhelm Busch hätte seine Freude daran gehabt.

ISBN 978-3-8271-9408-4

9 783827 194084 9,95 EUR

www.niemeyer-buch.de